



REPORTER:INNEN
forum

„Ich habe gebetet um die Kraft, das auszuhalten, auf Knien“ „Ich habe mich gefragt, bleibe ich aus Anstand bei ihm?“

Die Schriftstellerinnen Helga Schubert und Gabriele von Arnim haben jahrelang ihre schwer kranken Männer gepflegt. Ein Erfahrungsaustausch

Von Gabriela Herpell und Theresa Hein, Süddeutsche Zeitung Magazin,
28.06.2024

Helga Schubert hört das Klopfen zuerst nicht, sie saugt noch schnell Staub im Wintergarten, bevor der Besuch kommt. Ihr Mann Johannes Helm sitzt neben ihr im Rollstuhl, eine bestickte kleine Mütze auf dem Kopf. Der Bauernhof bei Schwerin hat niedrige Decken, überquellende Bücherregale und Holzkommoden, es ist ein Haus, in dem sich das Zusammenleben zweier Menschen angesammelt hat.

Der Tisch draußen ist schon gedeckt, nun läuft Helga Schubert hin und her, kocht Kaffee und Tee, drückt jeder Besucherin ein andersfarbiges Gästehandtuch in die Hand, die Schokolade auf den Keksen schmilzt in der Sonne. Die Journalistin und Schriftstellerin Gabriele von Arnim setzt sich eine pinkfarbene Kappe auf und lehnt eine pinkfarbene Krücke an den Stuhl, sie wurde erst vor Kurzem operiert. Sie ist mit dem Zug aus Berlin hierher gekommen, ihren Tee möchte sie bitte schwarz. Die beiden Frauen sind sich zuvor noch nie begegnet, aber sie haben natürlich voneinander gehört, auch weil sie sehr unterschiedliche Bücher über das gleiche Thema veröffentlicht haben.

Nach zwanzig Jahren Ehe wollte Gabriele von Arnim ihren Mann verlassen. An dem Tag, an dem sie es ihm sagt, hat er einen Schlaganfall, einen zweiten etwas später, er wird zum Pflegefall. Zehn Jahre lang lebt er in diesem Zustand, und die Frau, die sich



von ihm trennen wollte, sorgt für ihn bis zu seinem Tod. Darüber schreibt sie in *Das Leben ist ein vorübergehender Zustand*. Helga Schubert pflegt ihren dementen und krebserkrankten Mann im achten Jahr, sie sind seit 58 Jahren ein Paar und seit 48 Jahren verheiratet. Der heutige Tag – *Ein Stundenbuch der Liebe* heißt das Buch, das sie über die Pflege geschrieben hat. Sie hat das Buch ihrem Mann vorgelesen, und er hat es gemocht.

SZ-MAGAZIN Sie beide haben Bücher über das geschrieben, wovor viele Menschen sich fürchten. Sie, Frau von Arnim, über die zehn Jahre lange Pflege Ihres Ehemannes, der mittlerweile gestorben ist. Sie, Frau Schubert, über die Pflege Ihres Ehemannes. Wird das Erlebte leichter, wenn man darüber schreibt?

GABRIELE VON ARNIM Der große Unterschied zwischen uns ist ja – ich hatte manchmal Tränen in den Augen, als ich Ihr Buch las –, dass Sie einen Mann pflegen, den Sie seit 58 Jahren lieben. Ich habe einen Mann gepflegt, den ich an dem Tag, an dem er den ersten Schlaganfall hatte, verlassen wollte. Ich hatte ihm mittags gesagt, ich kann das nicht mehr mit uns, abends passierte der Schlaganfall. Und ich saß im Krankenhaus und wollte ihn nur noch retten. Wenn man jemandem sagt, ich kann nicht mehr mit dir leben, heißt das ja nicht, ich kann dich nicht leiden.

HELGA SCHUBERT Es ist schwierig mit uns, das heißt der Satz ja eigentlich nur. Was man zu Anfang gar nicht erwartet, ist die Dankbarkeit des gepflegten Menschen, dem klar wird: Ich könnte jetzt im Heim sein, ich könnte ein paar Stunden lang in meinen Exkrementen sitzen müssen, aber hier ist jemand, der mir dabei hilft, dass alles wieder warm und sauber wird. Der mir Kakao zu trinken bringt und nicht den Kamillentee, den alle auf der Station kriegen.

VON ARNIM Ich musste so lachen, als ich in Ihrem Buch las: »Dû bist mîn, ich bin dîn«. Das Gedicht hat mein Mann auch auswendig gelernt, obwohl er ja kaum mehr sprechen konnte, und er hat es mir zum Geburtstag so aufgesagt, dass man es fast verstehen konnte. Aber da war nicht nur Dankbarkeit. Meinem Mann war so unangenehm, was ich alles für ihn machen musste, dass er aus der Scham und der Verzweiflung heraus aggressive Schübe hatte. Mein Verstand hat zwar gewusst, dass es die Schuld der Krankheit war. Er konnte mich dennoch bis zum Schluss kränken. Und

das hat mich gewundert, weil ich dachte: Du bist doch eine rationale Person, du weißt, dass du nicht gemeint bist. Aber es hat zum Teil sehr weh getan.

SCHUBERT Bei mir ist es so, dass das Körperliche überhaupt kein Problem ist. Wenn er da sitzt in seinen Exkrementen, habe ich keinen Ekel. Was ich ganz schwer finde, sind die seelischen Veränderungen. Wenn er mich plötzlich nicht erkennt und paranoid wird, zu mir sagt, »die Tabletten nehme ich nur von meiner Frau«. Das kommt dann so unvermutet, weil er sonst immer so liebevoll zu mir ist. Ich habe gebetet um die Kraft, das auszuhalten, wirklich auf Knien.

Wie hält man das aus?

VON ARNIM Das Tagebuchschreiben war meine Rettung in den zehn Jahren der Krankheit meines Mannes, es hat Distanz zwischen mir und dem Geschehen geschaffen. Ich habe es mir erzählt, und damit war es nicht mehr ganz so schlimm.

SCHUBERT Mir ist klargeworden, ich erzähle nichts Besonderes, das Besondere ist, dass ich es erzähle. Ich missbrauche eigentlich das Leben. Ich habe meinen Mann um acht Uhr abends ins Bett gebracht und bis vier Uhr morgens durchgeschrieben.

VON ARNIM Wenn ich mir vorstelle, dass Sie von 20 Uhr bis vier Uhr schreiben – das ist ja unglaublich.

SCHUBERT Dann ist mir allerdings im vergangenen Jahr eine Arterie im Kopf geplatzt, stoßweise ist Blut herausgesickert. Der Arzt meinte am nächsten Tag: Sie haben immer noch 205 Blutdruck – wenn Sie so weitermachen, haben Sie noch ein Vierteljahr zu leben. Seitdem nehme ich dieses blutdrucksenkende Mittel, Candesartan, 16 Milligramm, und das macht mich leider müde. Statt dass ich mich jetzt an den Laptop setze, gehe ich um acht Uhr ins Bett und lese bis zwölf.

Frau Schubert, Sie sagten eben, Sie erzählten nichts Besonderes. Aber Sie beide haben doch etwas Besonderes geleistet.

VON ARNIM Was ich gemacht habe, machen unendlich viele Menschen auch. So viele, vor allem Frauen, sind bei Lesungen zu mir gekommen und haben gesagt: Sie erzählen meine Geschichte.

SCHUBERT Genau wie bei mir.

VON ARNIM Und deswegen ist es nichts Besonderes. Es ist, was viele Frauen tun. Und die meisten noch unter schwierigeren Umständen.

SCHUBERT Und mit viel weniger Geld. Frauen, die sich keine Pflegerin oder Pfleger leisten können, die notfalls einspringen. Ich kann zu Lesungen fahren, weil ich einer sehr guten Krankenschwester vertrauen kann. Sie übernachtet im Wintergarten, das Babyfon ist eingeschaltet, und ihr gebe ich 400 Euro für zwei Tage. Wer soll das mit einem normalen Einkommen machen? Aber unsere Gemeinsamkeit ist, dass wir die Verantwortung für einen anderen Menschen übernehmen und ihm gegenüber loyal bleiben.

Sie schreiben über sich, aber auch über einen anderen. Wen schont man?

VON ARNIM Ich habe in meinem Buch über meinen Mann geschrieben, der schon gestorben war, ich hatte also eine riesige Verantwortung zu tragen. Ich wollte ihn weder dem Voyeurismus preisgeben noch auf irgendeine Weise schlechtschreiben, ich wollte fair sein, soweit mir das möglich war. Aber wenn ich über Krankheit schreibe, muss ich schreiben, was Krankheit bedeutet. Ich muss erzählen, was es bedeutet, wenn jemand dauernd in die Hose macht. Ich habe über die Dinge geschrieben, von denen ich denke, dass viele Menschen sie erleben. Ich habe viel erzählt, aber noch viel mehr nicht erzählt. Es war wichtig, beim Schreiben bestimmte Entscheidungen zu treffen, Grenzen nicht zu überschreiten. Damit ich ihm seine Würde, die er während der Krankheit bewahrt hat, auch hinterher lasse.

SCHUBERT Bei mir war es eher so, dass ich mich gefragt habe: Was kann ich als Gegengewicht in das Buch schreiben? Was kann ich tun, um diesen Menschen vollständig darzustellen? Es war ein Ehepaar bei uns zu Besuch, und sie hat im Rausgehen gesagt: Es ist schön, Sie haben seine Würde bewahrt. Und ich dachte, das will ich auch. Das Wort Würde trifft es genau. Auf die Waagschale des Geschilderten gehört viel an Liebenswertem, Überraschendem. Ich musste den kreativen Teil des anderen Menschen, der jetzt so dezimiert ist, mit aufnehmen.

Helga Schuberts Mann, Johannes Helm, fährt mit dem Rollstuhl in Richtung Haus. Helga Schubert entschuldigt sich und erklärt, er sei schon auf die Straße gerollt und habe nicht mehr gewusst, wo er war. Sie läuft ihm hinterher. Als sie zurückkommt,

sagt sie: »Er ist in der Küche und schnuppert am Essen.« Sie hat für alle gekocht, auch für die Fotografin und ihre Assistentin, Drillinge mit Hähnchenbrust. »In Butterschmalz«, sagt sie, »das habe ich von meiner Großmutter.«

Haben beziehungsweise hatten Sie beide das Gefühl, dass die Männer verstehen, was Sie leisten?

VON ARNIM Eindeutig. Fast jeden Morgen, wenn wir uns begrüßt haben, hat er gestrahlt, und wir haben beide gelacht. Das war toll. Und es war trotzdem keine Idylle. Diese Widersprüche! Auf der einen Seite sitzt da der Mann und sagt: »Ich bringe mich um, sobald ich kann.« Und dann sitzt derselbe Mann nachmittags im Rollstuhl und lacht sich schlapp.

SCHUBERT Jetzt beginnt bei uns das achte Jahr. Ich habe eine ganze Weile versucht, meinen Mann in die Realität zurückzuholen. Sein Weggehen von der Realität aufzuhalten. Ich dachte, dadurch halte ich ihn am Leben. Aber ich halte ihn eher am Leben, wenn ich sein Weggehen akzeptiere. Beispiel: Eine Nachbarin verabschiedet sich, und mein Mann fragt: »War sie schon mal hier?« Früher habe ich geantwortet, ja, sie besucht uns seit sechs Jahren. Dann kriege ich sofort vom Pfleger Martin auf den Deckel. Er sagt, die Anzahl der Jahre ist beschämend für meinen Mann. »Sie brauchen nur Ja zu sagen.«

Und machen Sie es jetzt anders?

SCHUBERT Manchmal ertappe ich mich und beiße mir auf die Zunge. Ich helfe mir mit den Konstanten und den Variablen. Die Situation ist eine Konstante: der Krebs, der Blasenkatheter, der immer wieder rausgerissen wird – das sind Dinge, die muss man annehmen. Die 21 Tabletten, die er schlucken muss. Die Nebenwirkungen. Es hilft nicht mehr, diagnostisch zu denken. Es hilft nicht mehr zu fragen, ob man da noch was machen kann. Ich muss es annehmen, ohne einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden, es zu ändern.

Was sind die Variablen?

SCHUBERT Wenn ich in die Zukunft gucke, ist da unter Umständen ein Umzug nach Berlin, ich will in das Corbusierhaus ziehen. Ich will weg von hier und ganz und



gar nur noch mit dem Computer leben. Da weitet sich alles unheimlich. Aber natürlich könnte ich vorher einen Unfall haben.

VON ARNIM Ich hatte auch Konstanten und Variablen. Ich dachte, da ich an der Situation nichts ändern kann, müsste ich mich ändern. Sie sagen, Sie nehmen an. Ich dachte, ich nehme hin, aber nicht an. Wenn ich mal zwei oder drei Tage weg konnte, kam ich zurück und dachte, ich muss zurück ins Gefängnis. Und dann hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich wusste, wie er sich freute. Ich habe mir Denkverbote erteilt, mich zur Räson gerufen. Ich fand es einen sehr schwierigen Prozess, mich zu ändern. Meine Kontrollsucht aufzugeben. Mein Mann hat viele der Therapien, die ich für ihn ausgewählt hatte, nicht angenommen – er fand immer Gründe: Eine Sprachtherapeutin war ihm nicht schön genug, die andere nicht schlau genug und so weiter.

Frau von Arnim, in Ihrem Buch schreiben Sie, dass Sie sagen: »Ich brauche Hilfe.« Und Ihr Mann sagt: »Ich nicht.« Sie mussten mit seinen Verweigerungen leben, wie schwer fiel Ihnen das?

VON ARNIM Sehr schwer! Wie oft ich dachte, ich weiß es doch besser! Es hat lange gedauert zu akzeptieren, dass jeder seinen eigenen Weg geht, auch der Kranke. Ich wusste, ich muss ihn gehen lassen, und ich wusste, ich will ihn haben und behalten. Beides zugleich zu leben fand ich sehr schwierig. Ich glaube, Sie sind da weiter.

SCHUBERT Ich denke nicht mehr, dass ich mich ändern muss. Ich bin 84 Jahre alt, ich habe mein Leben einigermaßen anständig bewältigt und werde mir dieses Leben nicht dadurch versauen, dass ich mir jeden Tag sage, ich muss besser werden. Ich muss dieses Leben als mein Leben annehmen. Es gibt keinen anderen Weg. Ich fühle mich frei. Die Schwestern, die herkommen, sagen auch: Eigentlich sind Sie immer gut gelaunt. Oder zumindest ruhig.

VON ARNIM Ich war 57, als die Krankheit meines Mannes begann, und 67, als er starb. Es geschah völlig out of the blue. Die berühmten Sekunden, die das ganze Leben ändern. Man denkt, wenn man so was liest, jaja, das passiert, aber doch nicht mir – und plötzlich passiert es doch. Ich war damals noch ziemlich lebenshungrig, voll drinnen im Beruf, und musste drastisch reduzieren. Damit hatte ich Schwierigkeiten,



obwohl ich mir das Hadern verboten hatte, ich wollte nicht bitter werden. Das habe ich geschafft, ich habe nicht gehadert. Ich frage mich, ob ich es mit meiner Lebenserfahrung heute schneller annehmen und nicht nur hinnehmen könnte.

Wenn man Ihr Buch liest, Frau von Arnim, denkt man, dass Sie wieder angefangen haben, den Mann zu lieben. Würden Sie das auch so sagen?

VON ARNIM Na ja, im Tagebuch stand der Satz: Liebe muss sein. Über den habe ich lange nachgedacht. Es ist keine gute Idee, einen Menschen zu pflegen, von dem man, wenn man ihn salbt, denkt, eigentlich will ich dich gar nicht mehr. Das tut einem nicht gut. Und ihm auch nicht. Liebe muss sein, damit ein Zusammenleben unter unglaublich schwierigen Umständen in sich Sinn hat und bestenfalls eine Zärtlichkeit und Innigkeit wachsen kann. Es klingt rational, wenn man sagt, Liebe muss sein. Aber im Lauf der Jahre sind wirklich Zärtlichkeit und Innigkeit entstanden.

SCHUBERT Liebe muss sein – ich habe mir auch solche Sätze gesagt, morgens schon. Am meisten hat gewirkt: Ich könnte er sein. Und dann, was würde ich dann wollen?

Frau Schubert, Sie fühlen sich frei. Frau von Arnim, Sie sind frei. Während der Zeit der Pflege haben Sie sich verboten, an den Tod Ihres Mannes zu denken. Warum?

VON ARNIM Ich hatte wahnsinnige Angst vor dem Alleinsein. Und davor, nicht mehr gebraucht zu werden. Wie füllt man einen Tag, der nicht mehr von morgens bis abends durchgetaktet ist durch die Pflege? Ich wusste ja auch nicht, ob ich in meinen Beruf wieder reinkommen würde. Ich habe ziemlich schnell nach seinem Tod wieder angefangen zu arbeiten und dachte: So, jetzt mal gucken, ob ich es noch packe. Es hat geklappt.

SCHUBERT Dachten Sie nie, dass es Ihre Aufgabe ist? Ich meine, vom Religiösen her.

VON ARNIM Das wäre jetzt meine nächste Frage an Sie gewesen. Frau Schubert, ich glaube, Sie sind angstfrei. Hilft da der Glaube?



SCHUBERT Ja. Es ist mir aufgegeben. Gott hat mich in die Verantwortung entlassen. Ich bin in diese wunderbare Schöpfung entlassen. Hören Sie doch die Vögel hier draußen! Erst vorige Woche war eine Bestatterin hier, mit der Pastorin. Und mit einem Mal habe ich gedacht: Das geht ja gar nicht, mit Lieferwagen und so. Da hat die Bestatterin gesagt, 36 Stunden nach dem Tod dürfe der Tote noch hier sein, und die Pastorin meinte, sie könne ihn auch hier aussegnen.

Und das hat Sie beruhigt?

SCHUBERT Unglaublich. Dass er noch ein bisschen da ist. Und auch, dass ich mich richtig am Sarg verabschieden kann. Mir ist das ein unheimlich angenehmer Gedanke.

VON ARNIM Ich fand es auch enorm beruhigend, dass wir bereits ein Grab ausgesucht hatten. Weil ich immer dachte: Was, wenn er oder ich sterbe und wir gar nicht wissen, wohin mit uns? Dann müsste meine Tochter alles entscheiden. Wir haben uns einen Friedhof ausgesucht. Er ist mitgekommen, mit Rollstuhl, es tat ihm alles weh, weil der Weg so holprig war. Aber er wollte unbedingt dabei sein. Als er gefragt hat: »Hier?«, war ich einverstanden, ich fand das sehr schön. Wir sind ja nicht religiös und nicht in der Kirche. Aber als er tot war, habe ich mir tatsächlich einen Pfarrer gesucht. Ich dachte, ist das jetzt Konvention, weshalb du das möchtest? Oder suchst du doch einen gewissen Trost? Wenn ich Ihnen zuhöre, denke ich: beneidenswert, dieses Geborgenheitsgefühl ...

SCHUBERT Ja?

VON ARNIM Und dadurch haben Sie natürlich auch eine innere Sicherheit, nehme ich an, die es Ihnen erlässt, Angst zu haben. Mir war die Angst eine fiese Gefährtin. Eigentlich die ganzen zehn Jahre. Es war auch immer irgendetwas. Erst eine Embolie, dann ein Dekubitus ... Ich habe immer Angst gehabt.

Hatten Sie das Gefühl, dass Ihr Mann Angst hat?

VON ARNIM Ich glaube, ich war die Pest für ihn. Ich habe ihm die Angst ins Haus getragen, in den Geist und ins Gemüt. Das ist es, was ich jetzt bedaure. Ich denke, ich hätte wirklich mehr Gelassenheit gebraucht und weniger Angst. Das hätte ihm so gutgetan. Das tut mir nachträglich richtig weh.



SCHUBERT Aber Sie haben so für ihn gesorgt.

VON ARNIM Ja, schon, aber immer wieder war da die Angst. Aber eben auch viel Gelächter.

Johannes Helm hat begonnen, mit dem Rollstuhl auf der Wiese auf- und abzufahren. Er scheint im Gras etwas zu suchen, sagt aber nichts. »Suchst du was, Hannes?«, fragt Helga Schubert. »Meinen Ehering«, antwortet Helm nervös. Schubert versucht, ihn davon zu überzeugen, dass er ihn seit Jahren nicht trage, weil er vom Finger rutscht, seit Helm so viel Gewicht verloren hat. Der Ring sei im Haus im Portemonnaie. »Du brauchst keine Angst zu haben«, sagt Schubert. Ihr Mann sieht sie skeptisch an. Der Runde am Tisch erklärt Helga Schubert, dass Pfleger Martin jetzt sagen würde: »Stehen Sie auf und zeigen Sie ihm den Ring.« Sie denkt kurz nach. Dann sagt sie zu ihrem Mann: »Ich hole dir den Ring.« Helga Schubert steht auf und geht ins Haus.

Warum gibt eine Grabstätte ein Gefühl der Befreiung?

VON ARNIM Ich habe mich sehr gewundert darüber, dass es mich so beruhigte, als ich wusste, wo wir beide mal sein würden. Als ob man an eine Zukunft glaubte und sagte: »Da sind wir dann.« Was ja Quatsch ist, da ist nur der Körper. Da bin nicht mehr ich. Es war mir auch wichtig, dass der Blick schön ist. Ich bin sowieso blicksüchtig, ich liebe Blicke. Einen Grabplatz mit Blick finde ich herrlich. Fragen Sie mich nicht, warum.

Helga Schubert kommt zurück in den Garten und zeigt ihrem Mann den Ring im Portemonnaie.

Frau von Arnim, hatten Sie in diesen zehn Jahren an der Seite Ihres kranken Mannes manchmal Sehnsucht nach einem Geborgenheitsgefühl, wie Frau Schubert es beschreibt?

VON ARNIM Diese Sehnsucht habe ich mein ganzes Leben lang. Ich denke immer, dass Menschen, die glauben, sich beschützter und geborgener fühlen. Die Sicherheit, die sie im Glauben finden, muss ich in mir selbst suchen.

Man könnte doch meinen, der Glaube komme zu einem, wenn man mit etwas so Elementarem konfrontiert wird wie Sie.

VON ARNIM Ist aber nicht passiert. Religiosität ist nicht entstanden. Ich rede manchmal mit Menschen über ihren Glauben und darüber, wie sie glauben. Als ich neulich zu jemandem sagte: »Mein Gott, du hast es so gut, dass du in deinem Glauben geborgen bist«, antwortete diese Frau nur: »Auch um den Glauben muss man ringen.«

War es selbstloses Handeln, was Sie getan haben?

VON ARNIM O Gott, als selbstlos würde ich mich nie bezeichnen. Ich habe mich gefragt, bleibe ich jetzt aus Anstand bei ihm? Damit ich vor der Welt besser dastehe? Vor mir selbst? Es war, glaube ich, wirklich dieses Gefühl: Da ist ein Mensch in Not. Und ich kann doch nicht einen Menschen verlassen, der in Not ist, mit dem ich seit 20 Jahren verheiratet war und den ich doch ziemlich gut kenne. Ihn irgendwohin ins Heim abzuschieben hätte ich nicht geschafft. Das war nicht selbstlos. Das war ein Grundgefühl.

Frau Schubert, müssen Sie um Ihren Glauben ringen?

SCHUBERT Nein. Ich habe ja mein Diplom als Psychologin an der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät gemacht. Ich müsste im Grunde genommen dauernd gegen den Glauben denken. Ich bin ein ziemlich nachtragender Mensch und habe einige unchristliche Eigenschaften. Aber um meinen Glauben ringen? Nein. Kurz nachdem Vom Aufstehen den Ingeborg-Bachmann-Preis bekommen hatte, kamen drei Pastoren zu Besuch. Einer von ihnen fragte mich: »Was ist Gott für Sie?« Und ich antwortete: »Ein konstruktives Prinzip. Und als Mensch kann man das stören, dieses konstruktive Prinzip.« Ich denke, es wäre unsere Aufgabe, es wenigstens nicht zu stören.

VON ARNIM Das ist interessant, erstaunlich. Hans Sahl, der exilierte, wunderbare Schriftsteller, hat immer gesagt: Gott muss in großer Bedrängnis sein. Und wir müssen ihm helfen.

Fragen Sie sich manchmal, wer Sie pflegen wird?



SCHUBERT Meine Zukunft sehe ich in einer Wohngemeinschaft, nach dem Modell des ehemaligen Bremer Bürgermeisters Henning Scherf. Ich hoffe, dass mich jemand pflegen wird, dem ich nicht dankbar sein muss. Ich habe mein Leben lang gearbeitet und die Pflegeversicherung bezahlt. Es wird auch den Leuten unserer überalterten Gesellschaft noch klarer werden, dass es andere Möglichkeiten als Heime gibt, in denen die Menschen mit Melperon ruhiggestellt in langen Gängen herumsitzen.

Aber könnten Sie es annehmen, dass jemand Sie so lange pflegt wie Sie Ihre Männer?

SCHUBERT Wenn ich wirklich hilfsbedürftig wäre, würde ich das, glaube ich, annehmen können. Ich habe es ja auch gemacht. Ich stelle mir das schon sehr genau vor. Wie ich jammere: »Schwester Claudia, jetzt will ich nicht mehr leben.« Und wie Schwester Claudia sagt: »Ach, morgen gibt es aber wieder diesen leckeren Brownie! Und ich habe mich so an Sie gewöhnt!«

Und dann würden Sie bleiben?

SCHUBERT Und ich würde lachen müssen! Meine Oma Klärchen hatte ein Mammakarzinom, eine bösartige Tumorerkrankung des Brustgewebes. Ich habe sie gepflegt bis zu ihrem Tod. Ich war bei ihr, als sie starb, sie hatte solche Schmerzen. Da habe ich gesehen, dass der Tod auch eine Erlösung sein kann. Aber das war 1956. Da gab es immer nur so kleine Fläschchen Morphinum. Und ich durfte ihr bloß ganz wenige Tropfen geben. Hätte ich an den Tropfen gespart, hätte sie furchtbare Schmerzen gehabt – aber irgendwann hätte ich genug beisammen gehabt, um sie zu töten. Was ich aber nicht wollte. Ich konnte meine geliebte Oma nicht töten.

Denken Sie an den Tod als Erlösung, Frau von Arnim?

VON ARNIM Na klar. Allein die Vorstellung, dass ich wie mein Mann nicht einmal mehr mit der Welt kommunizieren kann ... und ohne dass jemand wie ich da ist, um alles zu organisieren? Ich hatte ja Vorleser für ihn, ich habe Abendessen gegeben, ich habe Leben ins Haus geholt. Mein Motto war: Wenn wir nicht in die Welt können, möge die Welt zu uns kommen! Gäbe es das alles nicht, und ich säße im Rollstuhl, ohne sprechen zu können – dann möchte ich nicht mehr leben. Ich fange schon an, mit einem Palliativarzt über solche Dinge zu reden. Auch mit meiner Tochter.



SCHUBERT Ich habe eine Patientenverfügung. Mein Mann auch. Ich sehe einen Suizid nicht als Sünde, aber es müsste schon ziemlich aussichtslos sein. Was ich mehrfach in der Familie gesagt habe, ist: Ihr braucht keine Angst zu haben. Ich würde genau begründen, dass niemand Schuld hat. Ich würde es auf jeden Fall nicht irgendwo tun, ohne Abschiedsbrief. Ich würde mich auch nicht aufhängen.

VON ARNIM Ich auch nicht.

Ist ein zentraler Aspekt nicht der Gedanke, sich niemandem zumuten zu wollen?

VON ARNIM Nee, bei mir ist das nicht das Wichtigste. Sondern: Ich möchte so einen brutalen Zustand wie bei meinem Mann nicht erleben. Aber wäre es ein normaler Sterbevorgang, wäre ich, glaube ich, bereit, bis zum Ende zu gehen. Denn wer weiß, was mir noch geschieht? Wer weiß, was ich noch erfahre? Wer weiß, was ich noch lerne?

SCHUBERT Ja, man kann immer noch neugierig sein.